

(Nachdruck verboten.)

54]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Wir werden uns sehr freuen, Sie bei uns zu sehen,“ riefen die Heilsarmee-Mädchen und verteilten nach allen Seiten hin Zettel, die ausfahen wie Bettzettel, auf denen aber zu lesen war:

„Allen, die hier zu uns herkommen, ist das Paradies gewiß. Hier wettet man nur auf das Seelenheil und auf das unendliche ewige Glück.“

Fred wiederholte seine Bitte an Esther:

„Ich hoffe, wenn Sie wieder hierherkommen, werden Sie mit uns kommen; stehen Sie uns bei in unserm Versuch, einige verlorene Schafe wieder zur Herde zurückzubringen.“

„Wie kann ich das thun, während mein Mann da drüben steht und die Leute zum Betten auffordert?“ fragte sie.

Sie schwiegen beide, etwas peinlich berührt; dann sagte er:

„Wollen Sie denn nicht hereinkommen? Es wird eben der Gottesdienst abgehalten!“

Esther folgte ihm. Im Innern des Zelts befanden sich einige rohe, unbehobelte Bänke, und auf einem kleinen Podium stand ein graubärtiger Mann mit hagerem Antlitz und sprach viel von den Sündern, die bereuten, und ihrer Erlösung.

Dann spielte jemand auf einem Harmonium einen Psalm, und Esther, die neben Fred stand, sang mit ihm zusammen aus dem gleichen Buch.

Fred folgte ihr hinaus, als sie endlich wieder ging.

„Sie sind hoffentlich noch immer religiös gesinnt?“

„Selbstverständlich; ich könnte ja gar nicht anders sein.“

„Warum finde ich Sie aber heute hier in solcher Gesellschaft? Sie kommen doch nicht hierher wie wir, um Sünder zu bekehren!“

„Ich habe wohl stets Gott im Herzen, aber auch die Pflicht gegen meinen Mann; wenn ich das Gleiche hier thäte, was ihr thut, so würde es aussehen, als wollte ich mich dem Geschäft meines Mannes widersetzen; und dazu habe ich kein Recht. Ich habe immer gehört, daß eine Frau, die nicht einig mit ihrem Manne lebt, keine gute Frau sein kann.“

„Sie haben doch eigentlich immer mehr an Ihren Mann gedacht, als an Jesus Christus.“

„Ein jeder von uns folgt Christus' Beispiel, so gut er kann. Aber es wäre unrecht von mir, meinem Manne zu opponieren.“

„Also er hat Sie wirklich geheiratet?“ sagte Fred etwas Bitter.

„Ja. Sie glaubten, er würde mich ein zweites Mal verlassen; aber nein, er ist der beste der Männer zu mir.“

„Ich traue nicht denen, die nicht in den Wegen des Heilandes wandeln. Seine Liebe für Sie ist keine rein geistige. Von ihm wollen wir lieber nicht sprechen; ich aber habe Sie sehr geliebt, Esther. Ich hatte Sie in die Wege des Heilandes geführt; aber vielleicht werden Sie doch noch einmal zu uns kommen.“

„Ich werde den Heiland niemals vergessen. Er ist immer bei mir, und ich glaube Ihnen auch, daß Sie mich gern gehabt haben. Sie wissen ja auch, wie leid es mir damals that, mit Ihnen brechen zu müssen, aber es war doch nicht meine Schuld.“

„Ich habe Sie geliebt, Esther.“

„Sie müssen so etwas jetzt nicht mehr zu mir sagen; ich bin eine verheiratete Frau!“

„Ich meine ja nichts Böses, Esther; ich mußte nur eben an die Vergangenheit denken.“

„Die müssen Sie eben vergessen. — Adieu! Ich freue mich sehr, daß ich Sie gesehen habe.“

Fred erwiderte hierauf nichts, und Esther ging langsamen Schrittes weiter und sah sich dabei überall suchend nach Sarah um.

XXXIII.

Die Menge schrie und brüllte.

Ihre Blicke folgten denen der andern, aber sie sah überall nur den brennenden blauen Himmel, von dem sich das weiße Zelt des großen Standes scharf markiert abhob. Dieses war

so gedrängt voll, wie das Deck eines sinkenden Schiffes, und Esther wunderte sich über die fabelhafte Aufregung, deren Grund ihr unbekannt war.

Sie ging noch ein Ende weiter, rings um die angestaute Menge herum, bis sie zu einem freieren Stück Land kam, auf welchem Maulesel und Pferde grasen. Von hier aus ging sie nun wieder den Hügel hinauf und kam von neuem in die Menge hinein, wo sie zunächst eine Schaukelbahn bemerkte. Diese war angefüllt mit lachenden, schreienden Mädchen, und in ihrem lächerlichen Hinauf- und Hinabfahren wurde sie von der Musik eines kleinen Orchestrions begleitet. Glocken und Trommeln, Pfeifen und Triangeln und Zimbeln, — alles zusammen erzeugte eine ohrenzerreißende Musik, und eine Puppe, als Soldat angezogen, schlug den Takt dazu. Einige Schritte weiter befand sich ein Karussell. Die Pferdchen waren so gut eingehängt, bewegten sich so hübsch auf und nieder, daß sie die Bewegungen wirklicher Pferde ausgezeichnet nachahmten. Esther sah eine Weile dem Reiten zu; ein Mädchen auf einem Pferde trug einen blauen Rock, der fast ausah wie ein Reitkleid, und ein andres Mädchen in lachsfarbenem Kleide lehnte sich so im Sattel zurück, als hätte sie wirklich reiten gelernt. Ein andres Mädchen in grauem Jackett hielt ein zweites in Weiß fest, weil dieses Angst vor dem Herunterfallen zu haben schien. Einen Augenblick schien es Esther, als sähe sie auf dem einen Pferde die roten Mohnblumen Sarahs neben einem jungen Mann. Aber bevor sie dessen noch sicher war, war sie ihrem Gesichtskreise entschwunden, und sie mußte warten, bis das Pferd zum zweitenmal herumgekommen war. Das Drehen des Karussells ließ jetzt an Geschwindigkeit nach; es wurde langsamer und langsamer, und endlich blieben die Pferdchen völlig stehen. Die Reiter stiegen herab, und Esther drängte sich eilig durch die Menge hindurch, um ihre Freundin zu erreichen.

„Ah, da sind Sie ja!“ rief Sarah. „Ich dachte schon, wir hätten einander ganz verloren. Wie furchtbar heiß es ist!“

„Wir wollen noch einmal reiten, alle drei, auf diesen drei Pferden.“ sagte Esther, und sie stiegen auf.

Herum und herum und herum ging es. Und ihre Pferdchen schaukelten sich auf und nieder im Takte zu der ohrenzerreißenden Musik der Pfeifen, Trommeln und Zimbeln.

Fünffmal mußten sie am Ziele vorbei. Das Pferd, das dann dem Ziel am nächsten stehen blieb, hatte den Preis gewonnen.

Von dem Rennplatz her drang verworrenes Geschrei an ihre Ohren. Wie die Wellen des Meeres wogten die Schreie auf und nieder, bis daß sie endlich einzelne Worte verstehen konnten.

„Da kommen sie! Blau gewinnt! Der Favorit ist geschlagen!“ So tönte es fort und fort. Esther achtete wenig auf diese Rufe, sie verstand sie nicht, und sie drangen auch nur undeutlich an ihr Ohr, und verschwanden dann bald wieder unter dem Lärmen der Musik.

Jetzt war ihre fünfte Tour beinahe zu Ende. Langsamer und langsamer bewegten sich die Pferdchen vorwärts. Sarah und der junge Mann, die hintereinander ritten, schienen fast schon zu gewinnen. Im letzten Augenblick aber glitten sie am Ziele vorüber, und Esthers Pferd blieb gerade rechtzeitig stehen; man sagte ihr nun, sie solle sich aus einem großen Haufen von Porzellansachen einen Kaffeetopf als Preis auswählen.

„Sie haben heute ein kolossales Glück!“ sagte der junge Mann, „Sag-Feld, auf den den ganzen Winter über gewettet worden ist, ist vor einem Monat krank geworden. Zwei zu eins gegen Fly-Leaf; vier zu eins gegen Signet-Ring; vier zu eins gegen Dewberry; zehn zu eins gegen Vanguard; fünfzig zu eins gegen den Gewinner. Ihr Mann muß heute ein kleines Vermögen gemacht haben; so ein Tag ist für die Buchmacher schon lange nicht dagewesen.“

Esther sagte, sie freue sich sehr darüber, und war langaunentschlossen, welchen Kaffeetopf sie wählen sollte. Endlich sah sie einen, auf dem mit goldenen Buchstaben „Sag“ stand. Sie wählte ihn, und nun gingen sie noch in einige Zelte hinein, in denen es Sehenswürdigkeiten gab.

Da ward plötzlich die Luft zerrissen von dem vieltönigen Geschrei:

„Da kommen sie! Da kommen sie!“

Einen Augenblick darauf sah man wohl ein Duzend oder mehr Lauben sich rasch in die Luft erheben und nach verschiedenen Richtungen davonfliegen. Einige flogen direkt gen London zu, andre in der Richtung des Meeres; sie flogen weit über die von der Sonne gedörrten Grasplätze hin, die mit Papieren, Resten von Frühstück, betrunkenen Männern und Frauen bedeckt waren.

„Na, seid Ihr endlich zurückgekommen?“ sagte William. „Der Favorit ist geschlagen worden. Wißt Ihr schon, daß ein Outsider gewonnen hat? Aber was will dieser Herr von uns?“

„Ich bin diesen Damen vorher begegnet und habe sie auf dem Rennplatz herumgeführt. Sie nehmen es mir doch nicht übel?“

William gab ihm gar keine Antwort hierauf, und der junge Mann verabschiedete sich darauf von Sarah in einer solchen Weise, daß Esther merkte, sie hätten eine fernere Zusammenkunft verabredet.

„Komm mal hier rauf, Esther,“ sagte William, „stell Dich hier auf meine Kiste; es kommt jetzt wieder ein Rennen; und Sie, Sarah, klettern Sie auf Teddy's Schemel. Teddy, steig mal runter und laß die Dame rauf.“

„Zuwohl!“

Teddy sprang herunter.

„Kommen Sie hier rauf, Ma'm.“

„Sind das die Pferde?“ fragte Sarah, „die sehen ja so klein aus.“

Die Männer um sie herum brüllten vor Lachen.

Zuerst gab es nun zwei oder drei falsche Starts, und dann sah Esther über die Köpfe der Menschenmenge hinweg in weiter Ferne fünf oder sechs magere, schlanke Pferde dahinfliehen. Wie Schatten glitten sie vorbei, und der arme Kastanienbraune, der schließlich weit hinter den andern zurückblieb, that ihr eigentlich leid.

Dies war das letzte Rennen gewesen. Noch einmal war der Favorit geschlagen worden. Es waren nun keine Wetten mehr zu bezahlen, und die Buchmacher machten sich zum Fortgehen bereit. Die armen, kleinen Clerks waren es, die das Gepäck zu schleppen hatten; der kleine, schwächliche Teddy sah aus, als würde er nie im Leben mit seinem Gepäck den Hügel des Hügels erreichen. William, mit Sarah an dem einen, mit Esther am andern Arme, kämpfte sich mühsam den Weg durch das Gedränge hindurch. Es war ein förmlicher Kampf auf Tod und Leben, die Wagenreihe zu durchbrechen; und namentlich Sarah hatte Todesangst, daß eines der vielen Pferde sie beißen könnte. Ein junger Aristokrat, der seine Pferde mit raschem Ruck zum Halt bringen mußte, schickte ihnen einen vollklingenden Fluch nach, und als ein hoher Drag davonrollte, stieß sein hinter dem Herrn sitzender Groom einen dröhnenden, mißtönenden Laut aus seinem langen, blechernen Horn hervor. Alles zog nun auf einmal davon; es war, wie wenn ein allgemeiner Instinkt eine große Herde zur plötzlichen Flucht antreibt. Die große, weite Landschaft, halb Land, halb Vorstadt, ward jetzt überstrahlt von den flimmernden Golde der sinkenden Sonne, und die Brakes, die Drags, die Kutschen und alle möglichen andren Arten von Fuhrwerken rollten nun durch den weißen Staub der Chaussee dahin, gen London zu, während die Orangenbändler, die Traktatverkäufer, die Diebe, Strolche, Musikanten, Bettler und Zigeuner sich aufmachten, um sich ihr übliches Nachtquartier zu suchen, in Wirtshäusern, Scheunen, Heuhaufen, Seden oder unter den Eisenbahnbögen. So zog die tausendköpfige Menschenmenge, Fußgänger wie Fahrende, in einem einzigen, riesigen Zuge den Hügel hinunter, alle zusammen wenigstens bis zum Kreuzwege. Im Wirtshause zum „Spread Eagle“ sollte Halt gemacht werden. Hier wurde ein letzter Trunk eingenommen, hier sollten die Buchmacher sich umkleiden, und hier erst zerfloß die Menge in einzelne Ströme. Die mit Pferd und Wagen gekommen waren, fuhren von hier auf der Chaussee nach London weiter, während die Fußgänger die Eisenbahn bestiegen.

XXXIV.

Drei Männer traten aus einer Kneipe heraus. Sie waren alle drei betrunken und vollkommen einig miteinander über die Wertlosigkeit des Lebens.

Der eine sagte:

„Ich mache mir gar nichts aus dem Leben; das einzige, was ich darin noch der Mühe wert finde, ist das Bier und die Weiber.“ William hörte die Worte, er wandte sich um und sagte: „Nichtig, Kamerad,“ dann reichte er Bill Evans seine Hand.

„Bier und Weiber, das ist schließlich wirklich das einzige, aber das dürfen wir die Frauen nicht hören lassen.“

Sie schüttelten einander die Hände und Bill versprach nun, Sarah nach Hause zu bringen. Esther wollte dies nicht zugeben, aber sie konnte William nicht begreiflich machen, warum, und so fuhren denn Sarah und Bill in einer Droschke zusammen davon. Sarah ließ ihren Kopf sofort auf Bills Schulter fallen und schlief ein; und als die Droschke endlich vor einem Hause hielt, dessen höchst anständiges Aussehen Bill sehr frappierte, hatte er die größte Mühe, sie zu erwecken. Er besah sich die Souterrainsenster, und einen ganz besonderen Eindruck machten die Palmen an dem Salonfenster auf ihn.

„Sie scheinen hier ja sehr nobel zu wohnen,“ sagte er, „haben Sie den Schlüssel?“

„Nein, Vater giebt mir keinen; wir müssen klingeln. O, und ich bin so müde, Bill, ich kann kaum mehr stehen.“

„Na, so kommen Sie doch lieber mit nach meiner Bude, wenn Sie hier nicht so lange warten wollen.“

„Ah, nein, Bill, das geht nicht, mir ist ja so fürchterlich schlecht.“

(Fortsetzung folgt.)

Die große allgemeine Gartenbau-Ausstellung.

Seit mehreren Jahren hat in der Reichshauptstadt keine größere Gartenbau-Ausstellung stattgefunden. Um so mehr Interesse wird bei den Berlinern die diesjährige Frühlings-Ausstellung finden, die gegenwärtig die Räume der Philharmonie mit einer überwältigenden Blütenpracht und einer üppigen Pflanzenvegetation erfüllt. Der altberühmte Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preussischen Staaten, der schon mehr als 80 Jahre besteht und der in seinem Organ „Die Gartenflora“ die Bestrebungen des Gartenbaues vertritt, hat diese Ausstellung veranstaltet. Zehn Tage soll sie dauern, die schönste Zeit des Frühlings soll sie umfassen, wo im Freien die Laubbäume im zartesten Maiengrün prangen, wo die Obstbäume blühen und schöne Frühlingsblumen und liebliche Sträucher ihre bunte Farbenpracht entfalten. In dieser Zeit ist das Gemüt des Menschen am empfänglichsten für die Pflanzenwelt, für die schönen Blumentinder. Darum ist diese Zeit für eine Gartenbau-Ausstellung so überaus geeignet. Allerdings hat diese jetzt die freie Natur gewissermaßen zum Konkurrenten, sie muß die Pracht der Frühlingsnatur zu überbieten suchen, indem sie alle Gaben, die der Frühlings bringt, in größter Vollkommenheit zur Schau stellt.

Die Gartenkultur hat allerdings die reichsten Mittel, um wunderbare Erzeugnisse hervorzubringen. Die ist im Stande, Pflanzen, deren Schmutz sich in der Natur erst viel später entwickelt, bereits jetzt auf der Höhe ihrer dekorativen Wirkung zu zeigen, sie ermöglicht es andererseits, auch die schönsten Pflanzen wärmerer und heißer Gegenden bei uns zur Verwendung zu bringen. Kurzum, sie kann nach zwei Seiten hin zur jetzigen Zeit ihre Leistungen zeigen. Einmal kann sie ein ideales Bild unsrer Frühlingsnatur geben, dann aber kann sie ganz allgemein das schönste der Pflanzenwelt vorführen. Die erste Aufgabe mußte die gegenwärtige Ausstellung leider zum größten Teile unerfüllt lassen, da ihr bei der Benutzung der Philharmonie kein freies Land zur Verfügung stand. Freilandgewächse der jetzigen Saison konnten deshalb nur in wenigen Arten, besonders in herrlichen Hyazinthen und farbenprächtigen Azaleen ausgestellt werden. Alle andren vorgeführten Pflanzen sind teils Zimmer- und Gewächshauspflanzen, teils getriebene Exemplare. Auf diesem Gebiete aber leistet die Ausstellung ganz Bedenndes. Obwohl in diesem Jahre in Düsseldorf mit der großen internationalen Kunstausstellung auch eine Gartenbau-Ausstellung verbunden ist, so läßt doch die Beteiligung an der Berliner Ausstellung nichts zu wünschen übrig. Die großen Gärtereien und die in den Händen von Pflanzenfreunden befindlichen Gewächshäuser der Mark und auch entfernter deutscher Gebiete haben ihr Vorzüglichstes beige-steuert, um in dieser Frühlingsausstellung zu zeigen, was der heurige Gartenbau vermag.

Die schönen, großen Räume der Philharmonie, zumal die beiden großen Säle, sind in feenhafte Pflanzenzäunungen umgewandelt worden. Nicht wie bei andren Ausstellungen reiht sich hier zusammenhanglos Objekt an Objekt. Vielmehr sind hier die Ausstellungsgegenstände höchst wirkungsvoll nicht nur zu entzückenden Einzelgruppen, sondern sogar zu überwältigenden Totalbildern angeordnet worden. Im Oberlichtsaal sind die erlesensten Warmhausgewächse zu einer ganz wunderbaren Pflanzen-scenerie gruppiert, die zwar nach symmetrischen Gesetzen aufgebaut, aber doch der freien künstlerischen Gestaltung der einzelnen Gruppen keinen Zwang auferlegt. In diesem Saale sehen wir majestätische Palmen mit den fast gleich imposanten Dracaenen die Höhepunkte der Gruppen bilden, während blumblättrige Crotonarten das Auge entzücken. Von weniger umfangreichen Pflanzen nehmen vor allem die phantastischen Draciden und bizarr geformte Kakteen den Blick gefangen. Von großartigster künstlerischer Gesamtwirkung ist aber die Pflanzengruppierung in dem großen 1800 Quadratmeter umfassenden Hauptsaal der Philharmonie. Von einem mit großen Dekorationspflanzen eingefaßten und mit einer

Glühenden Farbenpracht von Azaleen bedeckten Höhe ziehen sich zu beiden Seiten des Saales Lauballeen hin, während sich in der Mitte ein Rasenplan ausdehnt, der einen Springbrunnen umschließt. Calla in seltener Ueppigkeit und Blüthengröße umrahmen das Wasserbecken. Mit ihren großen breiten Blättern, ihren eigenartigen weißen Hüllblättern (falschlich meist Blüte genannt) zeigen sich diese Sumpfgewächse in ihrer ganzen Schönheit. Das Arrangement gerade um den Springbrunnen herum zeigt, wie sehr jede Pflanze gewinnt, wenn ihr die Umgebung angewiesen wird, die ihr von Natur zukommt. Solch eine Calla nimmt sich gewiß auch in einer Gruppe tropischer Gewächse gut aus, aber erst hier in der Nähe des Wassers erreicht sie ihre ideale Vollkommenheit. Die individuelle Schönheit erhöht sich hier in der natürlichen Gruppierung zu einer ästhetischen Wirkung. Die fettlichen „Alleen“ enthalten hübsche Hochstämmchen von einer der schönsten Schlingpflanzen unsrer Gärten, der Glycine, die mit ihren hellblausfarbenen Trauben von Schneetierlingsblüten sehr dekorativ wirkt. Schöner als in der Hochstammform erscheint sie allerdings im Freien, wenn ihre herrlichen Blüten die Wände eines Hauses oder eine Mauer überziehen. Die Ausstellung giebt auch Gelegenheit, eine andre Gruppe von hervorragenden Schlingpflanzen, nämlich einige großblumige Clematisarten und Varietäten zu bewundern, die mit ihren graziosen Fiederblättern und ihren weißen und heliotropfarbenen Blumensternen ein sehr vornehmes Gepräge tragen.

Der jetzigen Jahreszeit entsprechend sind vor allem viele Pflanzen vertreten, die bei leichter Treibwärme im zeitigen Frühjahr ihren Flor entfalten. Außer schönen Sorten von Pelargonien und Fuchsen sind namentlich die indischen Azaleen in brennender Farbenpracht in zahllosen Exemplaren ausgestellt. Azaleen sind gegenwärtig stark in Mode, namentlich auch die Freiland-Azaleen und Rhododendron, die in mannigfaltigen Farbenzüchtungen die bevorzugteste Pflanzengruppe der Ausstellung bilden. Viel vertreten ist natürlich auch der Flieder. Er wird sehr häufig mit gefüllten Blüten gezüchtet, die indes kaum zur Verschönerung dieses beliebten Frühlingsstrauches beitragen. Ebenso häufig kann man die liebliche Mandelaprilose sehen, die *Prunus triloba*, die mit ihren kleinen zierlichen Röschen die schlanken Zweige dicht bedeckt. Man sieht sie jetzt auch allenthalben in den Gärten blühen, offenbar findet der schöne Strauch, der aus Japan stammt, allmählich Verbreitung und diese ist ihm in reichstem Maße zu wünschen, da er mit seinen kleinen rosa Röschen vielleicht der lieblichste unsrer Frühlingsstraucher ist und dabei unser Klima vortrefflich verträgt.

Während die erwähnten Pflanzen nur einer geringen Wärme bedürften, um jetzt ihr schönstes Kleid anzulegen, mußten andere Pflanzen schon längere Zeit getrieben werden, um ihren floristischen Höhepunkt zu erreichen. Vor allem sind die Rosen, die auf der Ausstellung in mannigfaltigen Farben und Sorten zu sehen sind, ihrer natürlichen Blütezeit weit vorausgeeilt. Ganz den Duft und Schmelz wie die späteren Rosen haben nun allerdings die getriebenen nicht. Aber es giebt doch unter den ausgestellten manches herrliche Exemplar. Auffallen dürften auch die großen weißen langtrichterförmigen Lilien, die zu der Art *Lilium longiflorum* gehörig, die bekante, imposante Pflanzensippe auf wirkungsvollste repräsentieren.

Durchwandert man die zahlreichen Räume der Philharmonie, so wird man doch mit verschwindender Ausnahme überall nur auf Pflanzen stoßen, die in ihrer Art etwas Vollkommenes darstellen. Der große Wettbewerb, der im Gartenbau ebenso wie auf andern Gebieten herrscht, zwingt die Gartenbau treibenden zu immer größerer Kraftanstrengung, um größte Blütenfülle, imposantes Blattwerk oder sonstige dekorative Eigenschaften an jeder Pflanze zu erreichen. Zu diesem Zwecke genügt ihnen selbstverständlich selten eine Pflanze, so wie sie in der Natur ist. Man sucht alles zu verbessern. Insofern als das Bestreben dahin geht, eine Pflanze möglichst zu vollkommenem Wachstum und reichster Blütenentfaltung anzuregen, ist ja gegen die Verbesserungssucht nichts einzuwenden. Oft genug aber verfährt der Wettbewerber zu einer zwecklosen Spielerei mit unnatürlichen Formen. Nur um Neuheiten hervorzubringen werden Hybriden über Hybriden, Monstrositäten über Monstrositäten herangezüchtet, und anstatt die Schönheiten der Pflanzenwelt zur Geltung zu bringen, werden künstlich zugefügte Pflanzengebilde erzeugt, die schließlich doch nur denselben Wert haben wie Phantastieblumen aus Papier oder irgend welchem andren Stoff. Am unnatürlichsten von allen solchen Züchtungen sehen aber die Pflanzen mit gelbgefleckten oder gelbgestreiften Blättern aus, wovon auch unter den Ausstellungs-Objekten Beispiele vorhanden sind. Ein natürlich empfindender Mensch wird derartige Pflanzen für krank halten, und sie für entsetzlich häßlich erklären. Der gegenwärtig sehr stark betriebenen Spielartenzüchtung ist es auch zuzuschreiben, daß in der Ausstellung verhältnismäßig wenig Pflanzenarten vertreten sind. Gewiß, es giebt deren eine große Menge, aber wie geringfügig ist die Artenzahl im Verhältnis zur Zahl der Varietäten, die von Menschenhand geschaffen worden sind. Welche ungeheure Mühe wird darauf verwandt, neue Sorten von Pelargonien, Fuchsen, Rosen, Nelken, Spazanthen, Flieder usw. zu züchten. Wäre die Mühe nicht viel besser angewandt, wenn anstatt dessen lieber neue Pflanzen der Gartenkultur erschlossen würden. Wir bekämen dadurch eine weit größere Anzahl von Pflanzen zu sehen und würden dadurch mit der Vegetation fremder Länder immer vertrauter, anstatt daß wir uns bald mit dieser, bald mit jener Spielerei eines Handelsgärtners beschäftigen müssen.

Zeigen uns die Blumen und Dekorationspflanzen das große formale Können der heutigen Gartenkunst, so giebt uns die Ausstellung von Früchten und Gemüsen einen Begriff davon, wie der heutige Gartenbau mit Hilfe der Technik die Jahreszeiten beliebig verschieben kann. Betrachten wir die langen Bohnen, die biden Gurken, den Kohl usw., so fühlen wir uns in den heißen Juli versetzt. Um zwei, drei Monate früher als das freie Land die Früchte liefern kann, liefert sie die Hand des Gärtners. Allerdings den wenigsten ist es vergönnt, solche frühzeitigen Früchte genießen zu können. Das ist nur etwas für die oberen Zehntausend. Und am Ende hat es auch wenig Zweck, die Jahreszeiten zu verschieben. Wer zu jeder Zeit alles haben kann, für den sinkt der Wert des einzelnen bedeutend. Hat man das ganze Jahr Erdbeeren, so werden sie etwas so Gewöhnliches wie die Kartoffeln. So ist der Wert dieser Verschiebung der Jahreszeiten sehr problematisch, wenn man schon auch dem Können des Gartenbaues seine Achtung nicht versagen darf.

Noch mancherlei Interessantes sehen wir in der Gartenbau-Ausstellung. Da können wir die Eleganz und allerdings auch den etwas verschwenderischen Prunk in der heutigen Vindokunst und den Blumenarrangements bewundern, wie sie für Festlichkeiten, für die herrschaftliche Tafel usw. bestimmt sind. Sehr dankenswert ist die Vorführung der wichtigsten tropischen Nutzpflanzen, die in den Kolonien angebaut werden. In einer wissenschaftlichen Abteilung werden in Modellen und Zeichnungen Bilder von dem äußeren und inneren Bau der Pflanze entworfen, ihre Bedürfnisse an Rohstoffen, ihr Verhalten bestimmten Rohstoffen gegenüber demonstriert. Ferner werden in den gewerblichen Abteilungen Modelle und Zeichnungen von Gewächshäusern, Bewässerungsanlagen, Beschattungsrichtungen und dergleichen vorgeführt. Kurzum, die Ausstellung enthält nicht nur die Erzeugnisse des Gartenbaues, sondern giebt auch eine Uebersicht über alle die technischen und wissenschaftlichen Hilfsmittel, die ihre heutigen Tages zu Gebote stehen. Sieht man davon ab, daß manche Jüge in der Gartenkultur eng mit den Schäden unsrer kapitalistischen Ueberkultur verbunden sind, und beobachtet man die Ausstellung lediglich vom Gesichtspunkte der tatsächlichen Leistungen, so wird man ihr die größte Anerkennung entgegenbringen müssen.

Curt Grottewig.

Kleines feuilleton.

ur. Japanischer Blumenrasen. Wer keine schönblühenden Stauden in seinem Garten hat und doch schnell einigen Blumenflor in ihm erzielen möchte, der greift gewöhnlich zu einer „Mischung von Sommerblumen“, die ihm als Samenprise für zehn Reichspennige angeboten wird. Irgend ein Beet, Rundell, Stern und dergleichen wird dann Anfang Mai mit besagter Mischung besät und der Erfolg ist gewöhnlich nicht schlecht. Den ganzen Sommer über prangt das Beet in bunter Blütenpracht. Allerdings besonders wertvolle Blumen sind selten dabei! Mohn, Ringelblumen, Eschscholzien, Jungfer im Grünen, Zinnien, Kapuzinerkresse, Reseda, Gailiebchen bilden gewöhnlich das Hauptkontingent. Meist sind in dieser Samenmischung zu ungleichartig wachsende Arten enthalten, dann unterdrücken die hohen und massigen die niedrigen und zarten, gewöhnliche Arten die feineren. In leistungsfähigeren Samenhandlungen giebt es nun aber gesonderte Mischungen von hohen und niedrigen Sommerblumen. Das ist dann etwa dasselbe, was neuerdings unter dem Namen japanischer Blumenrasen mit viel Geschrei empfohlen wird. Man könnte meinen, wenn man solch eine Portion japanische Blumenrasen kauft, man würde nun damit ein schönes Parterre japanischer Blumen oder irgend etwas derartiges aus dem Lande des Kunst- und naturliebenden Inselvolkes Ostasiens herbeizaubern können. Aber weit gefehlt. Man bekommt genau solch eine Mischung von Sommerblumen verschiedenster Herkunft wie bisher. Der Preis ist nur viel höher, und das ist nicht zu verwundern, da der neue Name doch gut erfunden und daher allein fünfzig Pfennig wert ist. Etwas sorgfältiger ist ja allerdings die Mischung gewöhnlich zusammengestellt. Und wenn künftig auf die Zusammenstellung der Blumenarten mehr Sorgfalt verwendet wird, so ist der schönlingende Name doch wirklich nicht ganz zwecklos gewesen. Der „Praktische Ratgeber“ (Frankfurt an der Oder) hat sich jüngst bemüht, die Bedingungen für das Zustandekommen eines guten Blumenrasens festzustellen. Danach dürfen nur solche Sorten gewählt werden, welche, ins freie Land gesät, gut aufgehen und sich leicht entwickeln. Sodann dürfen die Arten, wie bereits erwähnt, in der Höhe keine zu großen Unterschiede zeigen. Alle Arten sind ungeeignet, welche höher als 50 und niedriger als 20 Centimeter sind. Ferner müssen die gesäten Arten gleichartig im Wachstum sein, die beliebten Ringelblumen und Eschscholzien sind z. B. wegen ihres zu üppigen Wuchers ungeeignet. Zierlicher und leichter Wuchs sowie reiche und abwechselnde Farbenpracht sind sehr erwünscht. Es werden empfohlen als Bestandteile des japanischen Blumenrasens Clarkien, Kornblumen in allen Farben, Chineser- und Hedvigsnellen, Gailiebchen, das großblumige *Leucanthemum*, die zweifarbige *Kalliopteris*, *Gypsophila elegans*, *Viscaria cardinalis*, *Veris coronaria*, *Campanula speculum*, *Cosmea sulphurea*, *Gilia tricolor* und andre. Durch Beimengung von einigen zierlichen Grasarten wie *Briza minima*, *Promus brizaeformis*, *Chloris ciliata* und andre wird die Pracht des Blumenrasens noch erhöht. In guten Mischungen werden die genannten Pflanzen vor-

Handen sein. Das Beet, auf das die Samenmischung gesät wird, muß gut vorbereitet sein. Der Samen wird nicht dicht gestreut, ganz flach untergeharbt und die Erde davon mit einem Brett festgeklopft. Wenn die Pflanzen an einer Stelle zu dicht aufgehen, so werden die überflüssigen ausgezogen. Gießen ist besonders vor dem Aufgehen bei trockener Witterung nötig. Später braucht man sich um das Gedeihen des japanischen Blumenrafsens weiter keine Sorge zu machen. —

— Wenn die Hummel wieder brummt. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus St. Gallen geschrieben: „Das Meislein singt allzeit — was giebt's? was hat's? sein alten Zizberg“, heißt es anlässlich der Schilderung des Frühlings in einem alten Vogelbuche von 1737. Während noch Anfang April Finkenschlag und das Gesämg der Wohlweise dem Walblonzert charakteristische Klangfarbe verliehen, ist seit zwei Tagen des „Basses Grundgewalt“ zu Sopran und Alt der Oberstimmen getreten. Am 16. April vernahm ich das erste Brummen der Hummel. Anhaltender, warmer Sonnenschein und die Vegetation beförderndes, Blumen aufsprießendes Frühwetter haben sie zum Leben, zum gedeckten Fische an Rainen und auf Waldlichtungen gerufen. Stolz trägt sie ihr schwarzes Sammetkleid, das nach hinten einen weißen Rand zeigt. Auf dem vorderen Teile des Halschildes und auf dem zweiten Ringe des Hinterleibes trägt sie gelbe Binden als Auszeichnung. Im Gegensatz zu den Tausenden von Bienen, welche nur leise summend und ganz manierlich an wohlbesetzter Tafel schmausen, geberdet sie sich wild und ungestüm und reißt die Blumenkronen hin und her, daß die zarten Pflänzchen bis in ihre Grundfesten erzittern. Joh. Peter Hebel beschreibt dies in seinem Gedicht „s Hummle und 's Jmli“ mit plastischer Anschaulichkeit. Das Volk hat diese Ungeberdigkeit der Hummel schon lange erkannt und sie in der Redensart niedergelegt: „Umherschleichen wie eine Hummel in einer Flasche“. — „Ein Hummel am jaden itz wilder, denn all gößen, die da stond“, sagt U. Eslein im 17. Jahrhundert. — Ulrich Brägger, der „arme Mann im Toggenburg“, schreibt in seinem Tagebuche von einem wilden und heftig darsin-fahrenden Menschen: „Er ist närrisch worden, hat Hummel im Kopf“. — Ein unruhiges, lärmendes, kleines Kind wird in den Kantonen Solothurn und Zürich Hummel gescholten. Die Schaffhauser heißen eine unruhige Person „eine wilde Hummel“. —

k. Selbstkritik englischer Parlamentarier. Warum die Mitglieder des Unterhauses erster Arbeit so abgeneigt sind, und welches die eigentliche Ursache ihrer Trägheit und Arbeitsunfähigkeit ist — diese wichtigen Probleme wurden dieser Tage von medizinischen und wissenschaftlichen Autoritäten des Hauses in einer sehr amüsanten Debatte zur Sprache gebracht. Ein Medner stellte zunächst die Thatsache fest, daß das Unterhaus ein Ort ist, in dem es drunter und drüber, öde und langweilig zugeht. Mängel der Ventilation, der schlechten Luft, die die Nähe der Tempe hervorruft, wurden zur Erklärung angeführt. Ein origineller Vorschlag, der zur Behebung der Sitten des Unterhauses von einem Parlamentarier vorgebracht wurde, bestand darin, daß das Parlament sich 8 Geislas in japanischen Kostüm aus Japan verschreiben lassen sollte, die an den Thüren aufwarten und den Mitgliedern die Stiefel ausziehen sollten, wie es im Lande des Mitado geschieht, bevor jemand ein Gebäude betritt. Sie sollten den Mitgliedern die weichen, luxuriösen, japanischen Pantoffeln dafür geben, die man, ohne die Teppiche zu beschmutzen, im Unterhaus tragen könne. Ein anderer Parlamentarier fühlte sich durch die unparlamentarischen Telephongespräche verlezt, die man sogar von „alten, grauhaarigen Staatsmännern“ mit anhören müsse. Es wäre eine Sprache, die auf die Diener korrumpierend wirken müsse. Weiterhin wurde die wichtige Frage erörtert, ob das Gitter, das die Galerie für die Damen einschließt, bleiben solle. Ein Misogyn wollte, daß man mit dem schrecklichen Regime der Frauen, die nur kämen um Mittag zu essen und um Thee und Erdbeeren auf der Terrasse des Hauses zu genießen, überhaupt aufräumen möchte; „sorgt für die Mitglieder, und laßt die Damen sich selbst durchschlagen“. Einige Mitglieder forderten einige 20 000 M. für die Einrichtung eines möglichst eleganten Rauchsalons. Dies schien ihnen der wichtigste Teil des Gebäudes, an den man etwas wenden müsse. Es gab auch Parlamentarier, die ehrlich genug eingestanden, daß niemand jemals im Debattensaal sähe, wenn er nicht gerade eine Rede halten wolle. . . .

Kunst.

e. s. Die Sommer-Ausstellung der Berliner Seceffion war gestern zum erstenmale den Vertretern der Presse zugänglich. Es wurde noch allerorten gehämmert, ladiert, gestickt, geäußert, und eine gelinde Aufregung herrschte in den Räumen, die nun den Sommer über den Anziehungspunkt für die Kreise bilden, die sich ernstlich für Fortschritte in der Kunst interessieren.

Der erste Mundgang beschäftigte schnell die Erwartung, daß die Seceffion auch in diesem Jahre den Ansprüchen genügt, die man an sie zu stellen gewohnt ist. Wenn auch die offiziellen Vertreter der Kunst, wie es bei der Eröffnung der Ausstellung am Lehrter Bahnhof geschah, in begeisterter Rede die Behauptung verbreiten, der Kaiser habe der neuen Kunst neue Wege gezeigt, so wird es dennoch damit sein Bedenken haben, daß die Seceffion es ist, die diese neuen Wege zeigt. Thatsachen reden besser als Worte und Versicherungen. Und es besteht eine reinliche Scheidung zwischen Leuten, die mit der Kunst allerlei Neben-

zwecke verfolgen, und solchen, denen die Herausarbeitung ihrer künstlerischen Individualität am Herzen liegt, ohne Rücksicht auf offizielles Ansehen. Im übrigen verteilt die öffentliche Meinung, die sich von den Leuten vom Fach beraten läßt, die Vorbeeren. Und der Kunst werden nicht Wege gewiesen, sondern sie geht ihren Weg.

Es bestand offenbar die Absicht, in diesem Jahre eine erstens Auswahl von Künstlern des In- und Auslandes zusammenzubringen. Daher treten die Spitzen der Seceffion dementsprechend, wie es der Raum gebietet, zurück. Das Resultat ist eine reiche Abwechslung des Gebotenen, trotzdem nur circa 200 Bilder dort vertreten sind. Um so mehr interessiert ein längeres Verweilen bei dem Einzelnen, wobei sehr selten der künstlerische Eindruck nachläßt.

Im Eintrittssaal hängen die Dänen. Ein robust kräftiges tieffarbiges Bild des Russen Maljwine fällt auf. Den zweiten Saal nehmen die Münchener mit der Vereinigung „Scholle“ ein (mit eigener Juris). Im dritten begegnen wir Liebermann, Leistikow, Corinth, Trübner. Der vierte zeigt Holland und eine interessante Nebeneinanderstellung eines deutschen, französischen, englischen, dänischen Porträts. Im selben Saale hängt ein eleganter Slevogt, das Bild einer Tänzerin in gelb und blau. Der junge Nachwuchs versammelt sich im folgenden Saale. Hier interessiert Daluszel mit einem großartig gedachten Eisenbahn-Großstadt-Bild. Frankreich schließt sich mit der Schweiz an. Und zum Schluß im letzten Saale hängen Hofmann, Uebe, Thoma.

Überall spürt man die sorgsame Auswahl; und der erste günstige Eindruck verstärkt sich, je länger man verweilt. —

Humoristisches.

— Eine treffende Antwort. Als der Zimmermann Andreas Holznapel in Verden eines Tages von der Arbeit heimkehrte, hatte ihm der bissige Hund eines Müllers ein großes Loch in die Manchesterne (Hose) und einige kleinere in die linke Wade gerissen. Einem Angriff auf die rechte jedoch kam Holznapel zuvor, indem er seinem Angreifer mit der Art den Kopf spaltete. Darob ist er nun vom Müller verklagt worden und vor das Amtsgericht zu Verden gekommen. „Wie mir scheint“, spricht der Richter, als Holznapel seine Aussage gemacht hat, „sind Sie in Ihrer allerdings berechtigten Nothwehr doch zu weit gegangen; Sie hätten den Hund statt mit der Scharde der Art mit dem Stiel abwehren können.“

„Ja, Herr Amtsrichter“, sagte Andreas, „dat harr id of dahn, wenn mi de lorkische Läv'l (Hund) mit'n Swanz, un nich mit de Zähnen bäten harre.“ —

Notizen.

— Die Direktion des Residenz-Theaters übernimmt am 1. September, an Stelle Sigmund Lautenburgs, Richard Alexander. —

— Maxim Gorli wurde ein unter den Dramatikern Russlands ausgeschriebener Preis von 5000 Rubel für sein „Nachtschl“ zuerkannt. —

— Die Operetten-Spielzeit im Neuen königl. Operntheater (Kroll), unter Direktor Jerenczy, beginnt mit der Aufführung der „Fledermaus“ am 21. Mai. —

— Im Braunschweiger Hof-Theater erlebt S. Gommers Oper „Räbezahl“, Text von Eberhard König, am 12. Mai die Erstaufführung. —

— Der tschechische Komponist Anton Dvorschal ist im Alter von 63 Jahren in Prag an einem Schlagfluß gestorben. Seine „Slavischen Tänze“ sind allgemein bekannt geworden. —

t. Sonnen- und Schattenblätter. Die Blätter vieler Bäume und Sträucher nehmen eine verschiedene Entwicklung, je nachdem die Zweige, an denen sie sitzen, regelmäßig von der Sonne getroffen werden oder stets im Schatten bleiben. Besonders auffällig sind diese Unterschiede zwischen Sonnen- und Schattenblättern bei den Laubbäumen wie der Rotbuche und der Ulme. Nun hat Dr. Nordhausen die Frage zu lösen gesucht, ob die Ausbildung der abweichenden Blattformen nur durch Anpassung immer wieder zu stande kommt oder ob dabei auch eine gewisse Vererbung mit im Spiele ist. Zu diesem Zwecke hat er sowohl im Schatten wie in der Sonne erwachsene Zweige abgeschnitten und dann teils im Freien, teils im Kalthaus, teils in einer Dunkelkammer, aber alle stets unter den gleichen Verhältnissen konservert und ihre weitere Entwicklung beobachtet. Es stellte sich heraus, daß die dann getriebenen Blattknospen und Blätter auch stets die nämlichen Unterschiede wie zwischen den Sonnen- und Schattenblättern in der freien Natur aufwiesen. Daraus ist also zu schließen, daß hier wirklich die Vererbung von wichtigem Einfluß ist, wie denn auch zuweilen beide Blattformen so stark voneinander abweichen, daß man sie für Blätter ganz verschiedener Klassen der betreffenden Baumart halten könnte. —

— Imprägnierte Grubenhölzer finden mehr und mehr in den Bergwerken des Ruhrkohlen-Bezirks Verwendung. Bis jetzt hatte man sehr viel Eiche verwendet. Neuere Versuche haben ergeben, daß Tannenholz durch ein besonderes Imprägnierungsverfahren einen guten Ersatz für Eiche abgeben kann. —